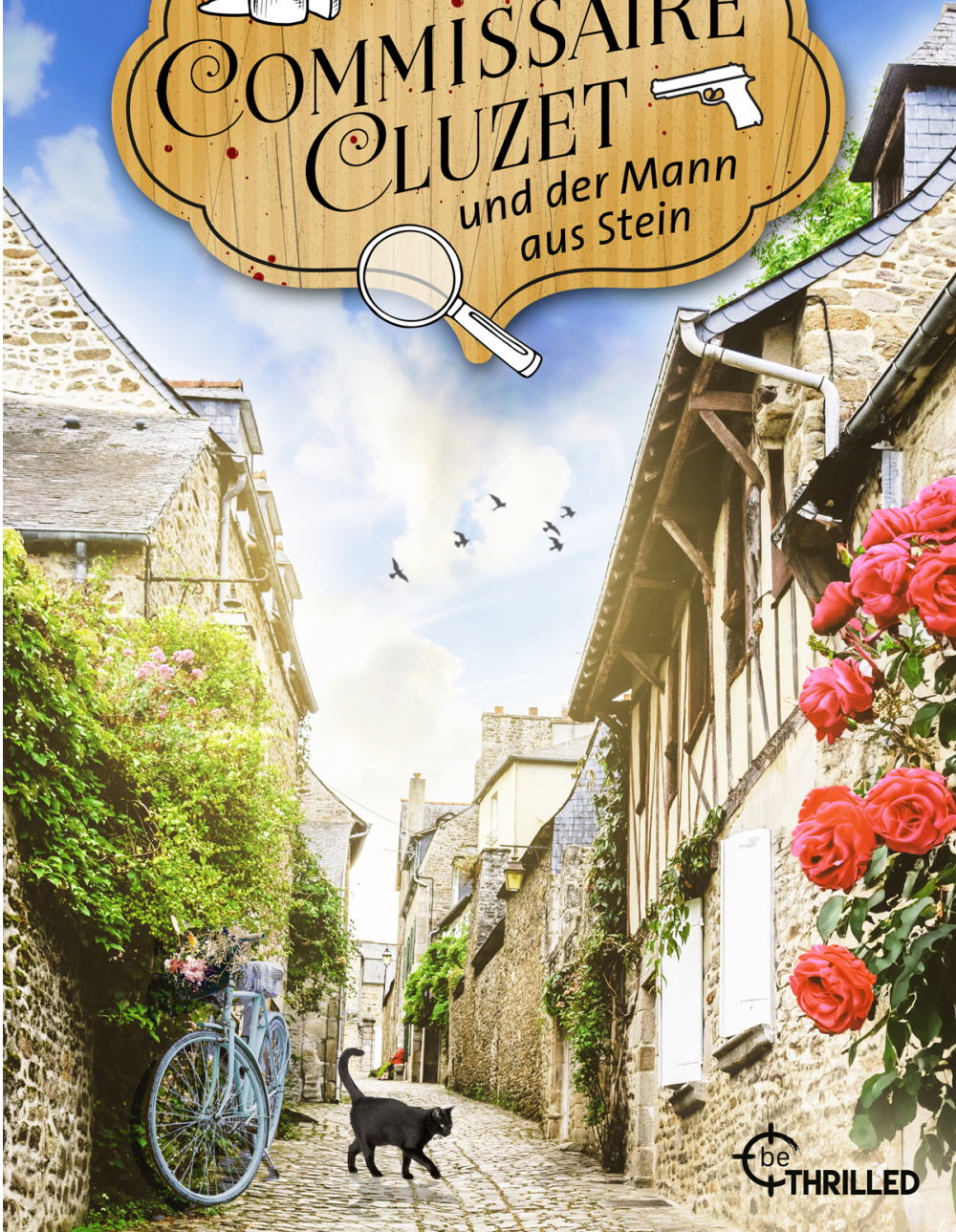


ALEXANDRE DUPONT



Commissaire Cluzet – Die Serie

Urbain Cluzet ist Commissaire de Police in Paris. Besser gesagt, er war es. Denn nach dem Tod seiner geliebten Frau und seiner Pensionierung zieht er sich in seinen Geburtsort, das beschauliche Auciél Haute in der Normandie, zurück. Doch das Ermitteln kann er nicht lassen. Zumal Sandrine Saidi, die begabteste Polizistin des Ortes, von ihrem inkompetenten Chef, dem Major de Police Melki, ausgebremst wird.

Dennoch – oder gerade deswegen – genießt Cluzet das gemütliche Leben in Auciél Haute, wo er im kleinen Gartenhäuschen der Pension seiner Wahl-Enkeln Nathalie Bosc wohnt, und sich regelmäßig mit seinem besten Freund, dem Apfelbauern und Schwarzbrenner Bruno, auf einen Calvados trifft.

ALEXANDRE DUPONT



Commissaire Cluzet

und der Mann aus Stein



1

Wäre irgendwo in diesem steinernen Klumpen ein Herz gewesen, so blieb es verschlossen. Wie auch Augen und Ohren verschlossen blieben.

Teilnahmslos ließ er sich seinen Platz zuweisen. Ließ sich bestaunen. Ein letztes Mal streicheln und mit einem Lappen herausputzen.

Genauso teilnahmslos blieb er, als es im Raum laut wurde. Als Vorwürfe erschallten. Bekenntnisse und Geständnisse. Auch über seinen Verrat. Als geschrien wurde.

Auch als ein letzter Schrei immer leiser und er hochgehoben wurde, noch bevor der Schrei verstummte. Auch als der Chevalier umhergetragen wurde und plötzlich schier endlos in die Tiefe fiel, blieb er ungerührt.

Ebenso, als sein freier Fall abrupt stoppte und neben ihm nur noch ein Röcheln zu hören war, das schließlich einfach aufhörte.

Nichts, absolut nichts hätte ihn aus seiner Teilnahmslosigkeit holen können. Denn er war im wahrsten Sinne des Wortes aus Stein.

Eine kleine, kaum vierzig Zentimeter hohe Steinfigur.

2

Es fühlte sich nicht richtig an.

Urbain Cluzet saß am Fenster und scrollte auf dem Tablet durch die ersten Nachrichten des Tages. Die schweren, grünen Vorhänge vor den hohen Fenstern waren bis auf einen Schlitz gegen die Morgensonne geschlossen. Tiefschwarzer, zuckerreicher Kaffee dampfte auf dem kleinen runden Tisch mit der Messingplatte, in die das Hoheitszeichen Frankreichs geprägt war. Die Tasse vibrierte gefährlich, als ein Bus an dem Pariser Stadthaus vorbeifuhr.

In der Luft hing noch der Geruch der warmen Zimtröllchen, die Cluzet sich jeden Morgen gönnte. Trotzdem fühlte er sich heute unwohl in seinem grünledernen Ohrensessel. Die Lokalzeitung berichtete auf Seite drei, dass der »Knurrer« die Kriminalpolizei in den Ruhestand verlassen hatte. Verbunden mit der Frage, wer all die großen und kleinen Verbrecher jetzt in Schach halten sollte.

Als »Knurrer« hatte Cluzet es zu einiger Prominenz gebracht. Über zwei Jahrzehnte hatte er als Garant dafür gegolten, dass im 1. Pariser Arrondissement, rund um die Île de la Cité, dem Palais du Louvre und dem Tuileriengarten kaum ein Verbrechen ungesühnt blieb. Nicht immer war er dabei ganz kritiklos davongekommen. Insbesondere, wenn

die Journalle geglaubt hatte, dass mal wieder ein paar Taschendiebe viel zu milde davongekommen waren. Weil Cluzet den meist minderjährigen Tätern vor Gericht trotz allem eine gute Allgemeinprognose ausgestellt hatte. Dass er die Not der Jugendlichen erkannt und sie in einem Projekt untergebracht hatte, in dem sie eine fundierte Ausbildung erhielten, hatte Cluzet dabei nie an die große Glocke gehängt. Dafür feierte ihn die Presse, als er einige Schwerverbrecher geschnappt hatte.

Cluzet hatte mit dieser Art von Prominenz nichts anfangen können. Anfragen zu Interviews hatte er grundsätzlich abgelehnt. Und die wenigen Male, bei denen ihm auf den Treppen des Justizpalastes ein Mikrofon ins Gesicht gehalten worden war, hatte er nur Unverständliches geknurr.

Was ihm seinen Spitznamen eingebracht hatte.

Der Knurrer.

Der jetzt in den Ruhestand gegangen war.

Cluzet nahm die Aufmerksamkeit der Presse mit leichtem Erstaunen zur Kenntnis. Erst vor drei Jahren war er vom Ersten Hauptkommissar zum Polizeirat befördert worden und hatte seither den Titel des »Commissaire de Police« getragen. Damit verbunden war der Wechsel herunter von der Straße, hinein in die Organisation und Koordination von Einsätzen. Es war, zumindest in der Öffentlichkeit, ruhiger um ihn geworden. Er hatte gedacht, dass man seiner Pensionierung wenig Aufmerksamkeit schenken würde.

Cluzet schloss die Apps auf dem Tablet und trug es zur neoklassizistischen Anrichte aus Nussbaumholz, die Ende des 19. Jahrhunderts den Weg in die Familie seiner Frau

gefunden hatte. Wie auch die übrige Einrichtung des Wohnzimmers. Eine mehrmals neu aufgepolsterte, samtbezogene Sitzgruppe, bestehend aus Couch und zwei Sesseln sowie einem Chaiselongue. Gemälde mit Motiven aus der Seefahrt in schweren, dunklen Rahmen. Nur die Satintapete mit royalem Lilienmuster war über die Zeit mehrfach erneuert worden.

Cluzet hatte dabei sogar selbst mit Hand angelegt. Und die Kritik an den zwei Falten mitten auf der Wand zur Küche einfach weggeknurrt.

Die verglaste Tür der Anrichte knarrte, als Cluzet sie öffnete und wieder schloss, nachdem er das Tablet im Halter neben der Erstaussgabe von Jean-Jacques Rousseaus »Die Kunst zu leben« platziert hatte. Das letzte Buch, das seine Frau ihm geschenkt hatte.

Sein graues Haar spiegelte sich wirr in der Glasscheibe. Er strich die widerspenstigen Strähnen glatt. Dann zog er den Gürtel seines braunen Morgenmantels enger um den ausladenden Bauch. Im Flur steckte er die Füße in graue Filzpantoffeln und verließ die Wohnung.

Als er im Treppenhaus im Erdgeschoss den Briefkasten öffnete, fielen ihm lediglich ein paar Prospekte entgegen. Die meisten priesen Reisen in ferne Länder an, die Cluzet nur ein amüsiertes Schnauben entlockten. Er wusste doch längst, wo er seinen Sommerurlaub verbringen würde. Wie jedes Jahr in Auciél Haute, seinem Geburtsort in der Normandie. Kein anderer Ort auf der Welt konnte ihm auch nur annähernd bieten, was ...

Ein Klopfen an der Glasscheibe der Eingangstür riss Cluzet aus seinen Gedanken.

Eine attraktive Frau Anfang dreißig winkte ihm zu und deutete auf die Türklinke. Sie hatte langes, gewelltes, blondes Haar. Im Fensterausschnitt konnte Cluzet das dunkelblaue Kostümjäckchen über einer weißen Bluse sehen. Beides spannte am Körper.

Cluzet ging die paar Schritte zur Tür und öffnete sie.

»Ja, bitte?«

»Bonjour! Ich habe schon ein paarmal bei Monsieur Cluzet geläutet. Kennen Sie ihn zufällig?« Die Frau sah ihn konzentriert an. Was immer sie auch von ihm wollte, gut vorbereitet war sie nicht. Sein Konterfei war mehrmals in diversen Zeitungen und im Internet erschienen. Wie bei einer lokalen Berühmtheit.

»Kann schon sein«, antwortete Cluzet. »Warum?«

Die Frau lächelte professionell. »Das würde ich ihm dann selbst erklären. Können Sie mich hereinlassen? Dann versuche ich es bei ihm an der Wohnung.«

»Bedaure.« Cluzet lächelte ebenso professionell zurück und ließ die Klinke los.

Die Tür krachte zurück in den Rahmen.

Cluzet ließ die Prospekte auf den wackeligen, kniehohen Stapel Altpapier neben der Wohnungstür fallen, der daraufhin prompt umfiel.

»Mist!«, knurrte Cluzet und schob alles notdürftig mit dem Fuß zusammen. Dann holte er seine Tasse und sein Smartphone aus dem Wohnzimmer und ging in die Küche. Clement hatte ihm eine Nachricht geschickt. Auch einer der jungen Taschendiebe, die er von der Straße geholt hatte. Inzwischen betrieb er einen Limousinenservice mit Werkstatt und kutscherte Cluzet zum Dank meist kostenlos durch die

Gegend. Für heute jedoch musste er Cluzet absagen. Alle Limousinen waren vermietet. Cluzet würde sich ein Taxi nehmen müssen. Eine dieser vor Dreck stehenden Kutschen, in denen noch der Geruch der letzten zwanzig Fahrgäste hing.

Cluzet schüttete den kalten Kaffee in den Ausguss und schenkte sich neuen ein. Er verbrannte sich die Zunge beim ersten Schluck und knurrte erneut: »Mist!«

Anschließend nahm er die Dose mit dem Vogelfutter aus dem sonst fast leeren Kühlschrank und ging damit ins Schlafzimmer.

Über Nacht musste er seinen Arm ins weiße Kopfkissen seiner Frau gedrückt haben. Oder hatte er im Schlaf sogar versucht, ihr näher zu kommen? Die Decke war ebenfalls verrutscht.

Cluzet stellte die Dose auf ihr Nachttischchen, direkt neben ihr trauerbeflortes Foto, strich das Kissen glatt und richtete die gefaltete Decke wieder. Bérénice hatte immer großen Wert darauf gelegt, dass sie zu beiden Seiten den gleichen Abstand zum Matratzenrand hatte. Genau drei Finger mussten jeweils rechts und links vom Laken zu sehen sein.

Es hatte sich in den fünf Jahren seit ihrem Tod als die schwerste Übung herausgestellt. Immer wieder hatte Cluzet die Decke aufgeschlagen, gefaltet und fein säuberlich ausgerichtet. Doch es war ihm lange nicht gelungen, ihre Ordnung beizubehalten. Bis er herausgefunden hatte, dass er zum Schluss nur etwas Luft aus der Decke streichen musste, damit alles passgenau war.

So auch diesmal.

Bérénice würde zufrieden sein.

Cluzet nahm ihr Foto und das Vogelfutter und trug beides ins Wohnzimmer. Er zog die schweren Vorhänge auf, öffnete die viersprossigen Fensterflügel und verteilte etwas Futter auf den Fenstersimsen. Dann stellte er Bérénices Foto auf die Fensterbank, sah zum Himmel und lächelte.

»Der kleine Michel aus dem zweiten Stock übernimmt das«, erklärte Cluzet. Obwohl Bérénice sicher längst wusste, dass er die Versorgung der Tauben während seiner zwei Urlaubswochen gesichert hatte.

Bérénice hatte ein Jahr vor ihrem Tod damit begonnen, die Tauben zu füttern. Am Tag nach ihrer Krebsdiagnose. Sie hatte ihm nie verraten, warum. Aber es hatte sie glücklich gemacht, ihnen zuzusehen, wie sie nach dem Picken mit den Flügeln schlugen und unterm Himmel dahinglitten. Und wenn sie ihn jetzt sehen könnte, wäre sie glücklich, dass er damit fortfuhr.

Der dunkle Türgang im Flur ging.

Cluzet knurrte etwas vor sich hin. Er hatte keine Lust zu reagieren. Er wusste ja, wer da zu ihm wollte. Die zielorientierte Frau vom Hauseingang. Als es aber auch noch an der Wohnungstür klopfte, blieb Cluzet wohl keine andere Wahl.

»Sie?« Die Frau sah Cluzet mit großen Augen an.

Sie hatte gerade noch an ihrer Aktentasche herumgenestelt, als Cluzet die Tür geöffnet hatte. Erst als sie zu ihm aufgesehen hatte, war ihr das Gesicht heruntergefallen.

»Wie es aussieht ...«, antwortete Cluzet. Er nahm eine süßliche Parfümnote wahr, die ihm am Hauseingang

entgangen war. Als sie sich wieder gefasst hatte, stellte sie sich als Fabienne Beringer vor. Inzwischen hatte sie auch ihr Kostümjäckchen und die obersten Knöpfe ihrer weißen Bluse geöffnet. Vermutlich, um zu verbergen, dass die Sachen spannten. Oder aber es sollte die Wirkung des berühmten Trinkgeldknopfes erzielen.

Unter Cluzets kritischem Blick schloss Fabienne einen Knopf wieder und setzte ein künstliches Lächeln auf. »Dann haben Sie mich ja vorhin ganz schön auflaufen lassen.«

»Oder aber ...«, Cluzet strich sich über den Mund und rieb sich die Nase, um ein Niesen zu unterdrücken, »ich habe nur einfach keine Zeit für Sie.«

Fabienne Beringer sah an seinem Morgenmantel hinab, als wollte sie sagen: *Ah, ja!* Stattdessen aber zog sie eine Visitenkarte aus der Tasche und überreichte sie Cluzet. Sie wies Beringer als Immobilienmaklerin aus, die für *Réalisations Immobilières Paris* arbeitete. Ein renommierter Makler einige Straßen weiter. Der Gründer, Enzo Durand, hatte Cluzet einmal versprochen, sich um den Verkauf seiner Wohnung zu kümmern, sollte Cluzet sich jemals verändern wollen. Durand wollte sogar auf seine Provision verzichten, weil Cluzet einen Einbruchsdiebstahl in Durands Haus aufgeklärt und ihm wertvolle Familienerbstücke zurückgebracht hatte.

»Monsieur Durand schickt mich«, sagte Fabienne Beringer. »Er hat von Ihrer Pensionierung erfahren und dachte, Sie könnten seine Dienste brauchen.«

»Dachte er«, wiederholte Cluzet.

»Er nimmt wohl an, Sie wollen Paris verlassen. Wenn ich ihn richtig verstanden habe.«

Tatsächlich hatte Cluzet etwas Ähnliches geäußert, als Durand sein Angebot gemacht hatte. Cluzet hatte nach Bérénices Tod mit diesem Gedanken gespielt, sobald er beruflich nicht mehr hier gebunden wäre. Weil jedes Zimmer mit schmerzhaften Erinnerungen an sie verbunden gewesen war. Mit der Zeit aber waren sie von liebevollen und tröstlichen Gedanken abgelöst worden. Mittlerweile würde die Wohnung aufzugeben bedeuten, das Gedenken an Bérénice aufzugeben.

Was sie vermutlich vollkommen anders gesehen hätte.

Durand hatte sich in einer damals schon altmodischen Rotationskartei eine Notiz gemacht, dass Cluzet sich melden würde, sollte er seine Meinung ändern, und die Kartei in seiner privaten Schreibtischschublade verschwinden lassen.

»Wie geht es Monsieur Durand?«, fragte Cluzet.

»Sehr gut! Er ist erst letzte Woche mit seiner Frau verreist. Hochzeitstag.«

»Und Sie hüten solange seinen Schreibtisch?«

»Sozusagen. Er hat mir die Leitung der Firma übertragen.«

Cluzet reagierte nicht. Eine Taktik, die er in vielen Verhören angewandt hatte, wenn er ahnte, dass ihm nicht die Wahrheit gesagt wurde. Die offensichtlich auch jetzt funktionierte.

Fabienne Beringer straffte die Schultern. Dann erklärte sie ihm, dass sie Durand rundum zufriedenstellen und die Makleragentur in bestmöglichem Zustand wieder übergeben wollte. Aus diesem Grund wollte sie die Agentur auch wieder in Erinnerung bringen, bevor Cluzet sich an jemand anderen wandte.

Während sie ihm die Vorzüge der *Réalisations Immobilières Paris* und deren exklusiver Kundschaft erklärte, musterte Cluzet sie von Kopf bis Fuß. Die Haarspitzen waren längere Zeit nicht geschnitten worden. Auf der Schulter erkannte er den Schatten von handtellergroßen Flecken. Die Ärmel spannten leicht um den Bizeps. Sie trug keinen Ehering. Aus der Aktentasche lugten zwei Schlüsselanhänger mit den Namen Mila und Liya.

»Sie sind alleinerziehend?«, unterbrach Cluzet Beringers Ausführungen.

»Wie bitte?« Beringer zuckte regelrecht zusammen.

»Kein Ehering. Die Flecken.« Cluzet zeigte auf ihre Schulter. »Und ich weiß, dass Durand seine Firma grundsätzlich schließt, wenn er Urlaub macht.«

Beringers Augen flackerten kurz. Dann straffte sie erneut die Schultern. »Ich habe alle nötigen Vollmachten von Monsieur Durand erhalten ...«

»Auch die, seine persönlichen Sachen zu durchwühlen?«, unterbrach Cluzet sie.

Fabienne Beringer stockte, und Cluzet konnte sehen, dass hinter dem hübschen Gesicht einiges geschah.

»Sie sind befreundet?«, fragte sie folgerichtig.

»Das nun nicht gerade.« Cluzet blieb vage und war gespannt, was Fabienne Beringer daraus machte.

Sie atmete aus und ließ die Schultern sinken. Dann atmete sie wieder tief ein. Sie setzte anscheinend zu einer Entschuldigung an.

»Warum?«, fragte Cluzet, bevor sie sie aussprechen konnte.

»Warum was?«, fragte Beringer nach einigem Zögern.

»Warum kommen Sie zu mir? Oder klappern Sie auch noch andere ab? Ihnen muss doch klar sein, dass Durand davon erfährt.« Cluzet machte eine kurze Pause, damit Beringer sich sortieren konnte. Oder eine Ausrede einfallen lassen. Als sie nickte und dazu ansetzte, wagte Cluzet einen Schuss ins Blaue: »Die Kinder, richtig? Sie machen das wegen der Kinder. Mila und Liya.«

Volltreffer! Auf Fabienne Beringers Lidern sammelte sich sofort ein nasser Rand und ihre Augenbrauen hoben sich.

Cluzet schob die Tür weit auf und machte einen Schritt zurück. »Wie wäre es mit einem Kaffee? Sie erzählen, was los ist, und Durand muss ja nicht alles erfahren.«

»Das kann ich nicht.«

»Doch, das können Sie!« Cluzet streckte einen Arm aus und winkte sie herein. »Sie wollten doch sowieso die Wohnung sehen.«

Fabienne Beringer nestelte plötzlich hektisch an der Jackentasche herum und zog ihre Autoschlüssel heraus. »Ich glaube, mein Parkschein läuft ab.«

Es war eine Ausrede. Natürlich. Aber sie erinnerte Cluzet an etwas. »Ach, Sie sind mit dem Auto da?«

3

Cluzet öffnete den Hemdkragen und zwei weitere Knöpfe, als der Bus am frühen Nachmittag an der Ampel in der Rue des Merles in Auciel Haute hielt. Der feuchte, weiße Stoff klebte ihm auf der Haut. Schweißperlen rannen Cluzet vom Hals ins graue Brusthaar. Seine Reisetasche aus schwarzem Segeltuch war unter den Vordersitz gerutscht. Als Cluzet sich danach bückte, fühlte es sich an, als wäre sein Rücken bereits mit dem grauen Kunstleder der Lehne verschmolzen gewesen.

Auf der Nationalstraße durch die Apfelbaumplantagen hatte der Busfahrer die Tür vorn aufgelassen, und ein angenehmer Wind war durch die leeren Sitzreihen geweht. Seit sie aber die ersten Häuser des kleinen Auciel Hautes hinter sich gelassen hatten, kam davon kaum noch etwas auf den hinteren Plätzen an. Die Sonne heizte den Bus auf wie eine Sauna.

Er hatte sich von Fabienne Beringer zum Bahnhof Saint-Lazare fahren lassen. Nachdem sie ihm in der Küche gestanden hatte, dass sie im Grunde nur eine Schreibkraft in Durands Firma war. Seit Monaten blieben die Unterhaltszahlungen für ihre Töchter aus. Sie hatte nur eine Gelegenheit gesucht, einen guten Eindruck bei Durand zu hinterlassen. Vielleicht verbunden mit einem Aufstieg. Einer

kleinen Provision. Einem kleinen Gehaltsplus. Cluzet hatte verstanden, dass der Antrieb für ihre Scharade pure Not gewesen war.

Sie hatte sich furchtbar geschämt und auf irgendeine Wiedergutmachung bestanden. Was Cluzet gerade recht gekommen war.

Vom Bahnhof Saint-Lazare aus war er mit dem Zug nach Rouen gefahren, dort in den Bus umgestiegen, und der junge Fahrer hatte ihn grinsend begrüßt mit: »Heute gibt's keine Klimaanlage.«

Dafür hatte er Charles Trenets uralten Chanson »La Mer« aus den Lautsprechern schnarren lassen. Als hätte er die Unannehmlichkeit mit der Vorfreude auf Strand und Meer ausgleichen wollen. Cluzet war kein ausgesprochener Chanson-Liebhaber, trotzdem hatte es funktioniert. In Cluzets Mundwinkeln hatte sich ein feines Lächeln festgesetzt, und er hatte die Melodie immer wieder vor sich hin gesummt.

Außerdem war er von Paris Schlimmeres gewöhnt. Im Hochsommer war die gesamte Stadt ein Backofen, was ihm mit zweiundsechzig langsam zusetzte. Hier dagegen ging immer eine leichte Brise vom nahen Atlantik her ins Land. Nicht selten musste man auch an heißen Tagen abends eine leichte Jacke griffbereit halten.

Cluzet hielt die Reisetasche auf dem Sitz neben sich fest und sah nach draußen zu den Ahornbäumen, die die Allee zum Hôtel de Ville säumten. Das Rathaus war der einzige klassizistische Bau in der Innenstadt, die ansonsten geprägt war von typisch normannischen Fachwerkhäusern. Die

meisten zeugten mit krummen und schiefen Wänden davon, was sie in all den Zeiten erlebt hatten.

Die Ahornblätter gingen leicht im Wind. Ebenso die blau-weiß-roten Girlanden, die bereits für den Nationalfeiertag über die Allee gespannt worden waren. Cluzet wünschte sich, ein Fenster öffnen zu können. Er zog ein Taschentuch aus der Hosentasche, schloss die Augen, wischte sich von der Stirn übers Gesicht und den Hals.

Ein intensiver Geruch nach Käse kroch ihm in die Nase. Unverkennbar ein Pont-L'Évêque. Ein sehr vertrauter Geruch aus Cluzets Kindheit.

Cluzet atmete tief ein und öffnete die Augen wieder. Eine alte Frau in ausgebleichenem, blauem Kleid und Gummistiefeln war zugestiegen. In der einen Hand trug sie einen dunkelbraunen Weidenkorb, der sich an den Ecken und Kanten bereits auflöste. Mit der anderen Hand hatte sie sich auf eine gestenreiche Diskussion mit dem Fahrer eingelassen. Als sie sich kurz im Bus umsah, erkannte Cluzet sie wieder. Es handelte sich um Madame Talbot. Auch mit Anfang achtzig waren ihre Augen unter dem Kopftuch noch immer hellwach.

Cluzet lehnte sich vor, um sie und den Fahrer besser verstehen zu können. Er legte die Arme über die Sitzlehne vor sich.

»Wieso soll ich dann nicht einsteigen können?«, fragte Madame Talbot. »Die Tür steht doch offen!«

»Weil das keine Haltestelle ist. Da darf ich weder jemanden ein- noch aussteigen lassen. Aus Sicherheitsgründen«, antwortete der Busfahrer.

»Da haben wir ja Glück gehabt, dass mir nichts passiert ist, richtig?«

Der Fahrer sah Madame Talbot mit offenem Mund an. Mit einer Hand hatte er wohl auf irgendetwas zeigen wollen. Aber sie stand nur in der Luft.

Madame Talbot zuckte mit den Schultern. »Und jetzt?«

»Ich darf Sie nicht zusteigen lassen«, wiederholte der Fahrer.

»Soll ich wieder aussteigen?«

»Das macht es doch nicht besser!«

»Warum fahren Sie dann nicht endlich los?« Madame Talbot wies auf die Ampel. »Grüner wird's bestimmt nicht.«

»Zeigen Sie mir wenigstens Ihr Billet.« Der Fahrer forderte es zusätzlich mit einer Handbewegung ein.

»Mein was?«

»Wie weit wollen Sie denn mitfahren?«, fragte der Fahrer resigniert und tippte auf einem kleinen Bildschirm neben dem Lenkrad herum.

»Nur die Straße runter bis zum Marktplatz.«

»Ich halte nicht am Markt. Erst am Busbahnhof.«

»Dann machen Sie eben eine Ausnahme, und ich springe einfach raus.«

Der Fahrer sah sie fassungslos an und schüttelte den Kopf.

Cluzet ahnte, worauf das hinauslief. Er zog sich an der Vorderlehne aus dem Sitz und ging nach vorn.

»Madame Talbot«, grüßte er die alte Dame und sah in den Weidenkorb. Der Inhalt war mit einem Tuch abgedeckt. Aber der Pont-L'Évêque dominierte jetzt alles. Selbst den Geruch, den der durchgeschwitzte Busfahrer absonderte.

Offensichtlich betrieb Madame Talbot noch immer den kleinen Hof neben Cluzets früherem Elternhaus und produzierte ihren eigenen Käse.

Madame Talbot nickte zurück. »Monsieur le Commissaire.«

Der Fahrer sah zu Cluzet auf. »Sie sind von der Polizei? Gut, dass Sie da sind.«

»Ich war Polizist. Das ist vorbei«, klärte Cluzet auf.

»Ach!« Madame Talbot stand das Erstaunen ins Gesicht geschrieben.

Cluzet schob sich in die Sitzreihe hinter dem Fahrer und winkte Madame Talbot durch. »Möchten Sie sich nicht setzen?«

Kaum war sie an ihm vorbeigegangen, beugte Cluzet sich zum Fahrer hinab und fragte leise: »Sie sind noch nicht lange auf dieser Linie?«

»Ich bin nur eingesprungen.«

Cluzet nickte wissend. »Normalerweise sitzt Madame Talbots Neffe hinterm Steuer.«

Der Fahrer verdrehte die Augen. »Verstehe!«

»Nein, tun Sie nicht«, lachte Cluzet, ließ sich den Fahrpreis ansagen und zahlte passend. Anschließend ging er zurück zu seinem Platz und setzte sich wieder neben seine Reisetasche.

Madame Talbot hielt in der Sitzreihe daneben ihren Korb auf dem Schoß fest. Sie mochte alt geworden sein, aber sie saß noch immer so aufrecht wie damals, als sie hin und wieder das Kindermädchen für Cluzet gespielt hatte. Ihre Erscheinung war einfach, ihr Auftreten mochte barsch

wirken, aber in ihr steckte noch immer die Grazie und Vornehmheit, die sie schon damals ausgestrahlt hatte.

Cluzet räusperte sich und hüstelte dann, als Madame Talbot nicht reagierte.

Sie drehte den Kopf nur leicht in seine Richtung. Dann schlug sie die Augen auf und sah Cluzet mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Ja?«

Es rührte sich etwas in Cluzet. Dieses mulmige und gleichzeitig gespannte Gefühl, das er als Junge gehabt hatte, wenn Madame Talbot ihn bei den Hausaufgaben am Küchentisch beaufsichtigt hatte. Sie hatte ihn mit strengen Blicken im Zaum gehalten. Aber in ihren Augenwinkeln hatte er immer auch noch einen leichten Schalk entdeckt.

»Ist heute Markttag?«, fragte Cluzet mit Blick auf den Weidenkorb.

Madame Talbot nickte mit geschlossenen Lidern. »Und du? Machst wieder Urlaub?«

»Ja«, seufzte Cluzet unwillkürlich, und der Schuljunge in ihm erwartete, dass Madame Talbot lachte.

Aber sie schüttelte nur den Kopf. Dazu murmelte sie etwas, das nach »L'urbain« klang. In dem gleichen abschätzigen Ton, mit dem sie ihn auch am Küchentisch abgekanzelt hatte, wenn er von seinen Träumen erzählt hatte, mal ein wichtiger Mann in einer großen Stadt zu werden. Der simple Artikel vor seinem Vornamen, Urbain, machte aus ihm den »Städter«. Eine alles andere als wohlgemeinte Bezeichnung insbesondere für Hauptstädter, denen die Bodenständigkeit verloren gegangen war.

»Was?«, hakte Cluzet nach und erntete dafür erneutes Kopfschütteln. Diesmal mit geschlossenen Augen.

»Entschuldigung! Wie bitte?«

Madame Talbot nickte anerkennend. »Das kann nur Städtern einfallen, dass sie Urlaub vom Ruhestand brauchen.«

»Nicht davon. Sondern von ...« Cluzet stockte. Ja, wovon eigentlich? Die erste Antwort, die ihm einfiel, nämlich Paris, schluckte er lieber herunter.

Trotzdem sah Madame Talbot ihn an, als hätte sie seine Gedanken gelesen. »Du bist doch jetzt fertig in der großen Stadt. Warst ein wichtiger Mann. Jetzt kannst du heimkommen.«

»Aber Paris ist mein Zuhause.«

»Dein Zuhause ist hier! Paris war Bérénices Welt.«

Cluzet lachte nur leise. Es mochte so sein. Aber Bérénice war Cluzets Welt gewesen. Das schloss Paris mit ein. Cluzet war sich nicht sicher, ob er das Madame Talbot wirklich verständlich machen konnte. Also wechselte er stattdessen das Thema.

Zurück zu der Ahnung, die er gehabt hatte, als Madame Talbot mit dem Busfahrer diskutiert hatte.

»Sie haben gesehen, dass ich hier im Bus sitze, richtig?« Cluzet verschwieg den zweiten Teil seiner Frage. Nämlich, ob sie davon ausgegangen war, dass er ihr Billet bezahlte. Irgendwie war sie immer sein Kindermädchen geblieben und erwartete, dass er sich ihr gegenüber wie ein Edelmann verhielt. Wie sie es ihm damals beigebracht hatte.

»Selbstverständlich!« Madame Talbot grinste und offenbarte eine breite Zahnücke im Oberkiefer.

»Selbstverständlich«, lachte Cluzet und sah wieder zum Fenster raus. Seit über vierzig Jahren lebte er inzwischen in

Paris und nicht mehr hier. Aber dass Madame Talbot Auciel Haute sein Zuhause genannt hatte, bewegte etwas in ihm.

Nathalie war zu spät.

Cluzet ließ seine Reisetasche von der Schulter auf die Bank am Busbahnhof rutschen, der sich seinen Namen erst noch verdienen musste. Er schloss sich an den Kreisverkehr am Rathaus an und bestand aus genau einer Haltestelle an genau einer Busspur, die durch eine kurze, dicht von Eichen gesäumte Allee führte. Durch die eigentlich kaum ein Bus passte.

An Selbstbewusstsein mangelte es Auciel Haute nicht. Wegweiser gaben die Richtung nach Paris, London, Berlin und New York vor.

Doch egal, in welche Richtung Cluzet auch sah, von Nathalie Boscs weißem, dreiachsigem Ungetüm von Kombi mit der Aufschrift »Auberge Vieux Moulin« an den Seiten war keine Spur. Nathalie ließ auf sich warten.

Was noch nie geschehen war. Weder damals, als sie Cluzet noch im Auftrag ihrer Großmutter abgeholt hatte, noch nachdem Nathalie die Alte Mühle von ihr geerbt hatte. Über die Jahre war Nathalie Cluzet ans Herz gewachsen, wie die Enkelin, die er mangels eigener Kinder nie haben würde.

In Paris hätte Cluzet schlicht sein Handy gezückt und sie angerufen. Aber er war nicht in Paris und sein Handy nicht in Auciel Haute. Es lag wie immer, wenn Cluzet sich im Urlaub befand, säuberlich drapiert in der Anrichte im Wohnzimmer neben dem Tablet. Das hatte er sich noch im Beruf angewöhnt, damit er wirklich entspannen konnte.

Cluzet setzte sich neben seine Tasche in den Schatten der Eichen. Ein bisschen Warten würde ihm nichts ausmachen.

In der grünen Insel im Kreisverkehr war eine Pergola aufgebaut worden. Vermutlich war es noch nicht lang her, denn die darum herum gepflanzten Büsche waren kaum kniehoch gewachsen. Daneben waren orangefarbene Skulpturen in Form von stilisierten Kontrabässen aufgestellt worden, gleich neben einigen Amphoren mit Sukkulente. Es wirkte skurril, andererseits aber rühmte Auciél Haute sich, den wahrscheinlich einzigen quadratischen Kreisverkehr der Welt zu haben. Warum ihn also nicht auf außergewöhnliche Art schmücken?

Selbstverständlich war das Ensemble mit Wimpeln in Blau, Weiß und Rot geschmückt. Und über allem wehte, neben einer winzig kleinen Europafahne, die beeindruckend große Trikolore.

Eine Abfahrt mündete in eine Brücke über das Flüsschen Grand Ciel, über die ebenfalls im Zickzack blau-weiß-rote Wimpelketten gespannt waren. Gleich hinter der Brücke schmiegte sich der malerische Stadtkern Auciél Hautés an den Colline Cotillon. Der Kalksteinberg war die einzige echte Erhebung im gesamten Stadtgebiet und weithin sichtbar. Ebenso die kleinen normannischen Fachwerkhäuser aus dem Mittelalter, die sich schief ineinander schoben.

Dazu entdeckte Cluzet auf dem Plateau etwas Neues. Einen schlanken Turm oder etwas Ähnliches, das sich unter einer Verkleidung in Blau, Weiß und Rot versteckte.

Bevor Cluzet lang darüber nachdenken konnte, hörte er ein sehr vertrautes Rumpeln aus den kopfsteingepflasterten Gassen. Gleich darauf entdeckte er den Peugeot Pick-up aus den 70ern, der mehr aus Rost als aus verblichener beiger Farbe bestand.

Etliche beschwipste Abende vom Calvados hatte Cluzet auf dem Beifahrersitz von Bruno Rochefort verbracht. Der, je nachdem, welche Ladung sich auf der Pritsche seines Peugeot befand, entweder mal Cluzets Freund aus Jugendtagen war oder einfach nur einer der vielen Apfelbauern der Region. Als Cluzet das Klirren von leeren Flaschen hörte, wusste er, dass heute sein Freund im Führerhaus saß.

Der Peugeot rumpelte über die Brücke in den Kreisverkehr und den Busbahnhof und hielt vor Cluzet an. Der tuckernde Motor verbreitete eine leichte Ölfahne.

Bruno musterte Cluzet durchs offene Seitenfenster. »Wo soll's hingehen?«

Er trug einen Strohhut auf seinem gigantischen Kopf, dessen Krempe ausfaserte. Das Gesicht, in dem die gebogene Nase dominierte und von den verschmutzten Augen ablenkte, war der Inbegriff von »wettergegerbt«. Sein Lachen offenbarte von zu vielen Zigarrenstumpen vergilbte Zähne. Trotz der Hitze hatte Bruno ein langes, hellgraues Hemd an und die Ärmel über die kräftigen Unterarme gekrempelt. Seine Pranken lagen auf dem dünnen, weißen Bakelit-Lenkrad, das auf wundersame Weise Brunos unglaublicher Kraft standhielt. Inzwischen, das konnte Cluzet erkennen, wölbte sich auch ein Bauchansatz dagegen.

»Nathalie«, antwortete Cluzet. »Sie kommt jeden Moment.«

Bruno hob den Kopf, dass er verstanden hatte. »Gut!«

»Gut«, bestätigte Cluzet.

Bruno hob erneut den Kopf und nickte anschließend weiter und weiter. Dann holte er eine unetikettierte Flasche

aus dem Fußraum und zeigte sie Cluzet. Die einzigartige Bernsteinfarbe wies den Inhalt als Brunos selbstgebrannten Calvados aus. »Heut Abend auf ein Gläschen bei mir?«

»Wie immer«, bestätigte Cluzet.

»Na, dann«, antwortete Bruno und ruckelte am Ganghebel. Krachend rutschte der erste Gang rein.

Der alte Peugeot machte einen Satz nach vorn, hielt quietschend wieder an und setzte zurück.

»Apropos!« Bruno zog den Strohhut vom Kopf und warf ihn Cluzet durchs Fenster zu.

»L'urbain!«, schickte er grinsend hinterher und fuhr in einer stinkenden, blauen Auspufffahne davon.

Cluzet schmunzelte und setzte den Hut auf. Er rutschte ihm sofort bis über die Augenbrauen.

Auch eine gute halbe Stunde später war Nathalie noch immer nicht aufgetaucht. Auf der Bank am Busbahnhof war es trotz des Schattens der Bäume immer heißer geworden. Cluzet ging ein bisschen auf und ab und fächelte sich mit dem Strohhut Luft zu. Nathalie hing vermutlich im Vieux Moulin fest. Sie hatte ihm erst kürzlich erzählt, dass sich die Übernachtungsgäste die Klinke in die Hand gaben. Er war sicher nicht der Einzige, der um diese Zeit einchecken wollte. Sie hatte ihn bestimmt nicht vergessen.

Cluzets Reisetasche war nicht allzu schwer, und glücklicherweise hatte er den großen Koffer bereits vorausgeschickt. Er konnte Nathalie entgegengehen. Bei der Hitze würde er es aber wohl nicht weit schaffen. Er war ja so schon klatschnass, und womöglich verpasste er sie, und sie würde dann hier auf ihn warten. Das würde nur alles durcheinanderbringen.

Wenn er nur sein Handy mitgenommen hätte ...

Cluzet blickte die Straße hinunter zur Boulangerie Morin, der vorzüglichsten Bäckerei am Ort. Was nicht schwer war, schließlich war sie die Einzige in Auciél Haute. Aber sie stellten ein Baguette her, für das sie in Paris berühmt geworden wären.

Es tat sich was im Schaufenster. Trotz der Spiegelung der Straße im Glas konnte Cluzet erkennen, dass die Auslage leer geräumt wurde. Es war also noch jemand da. Cluzet ließ die Reisetasche als Zeichen für Nathalie auf der Bank zurück, setzte den Strohhut auf und ging eilig zur Bäckerei.

In der großen Glastür hing bereits das Emaille-Schild mit der Aufschrift »Geschlossen«. Trotzdem klopfte Cluzet, da er hinter der Verkaufstheke einen jungen Mann erkannte, der eindeutig die Gesichtszüge seines Vaters Albert Morin trug.

Als er die Tür einen Spalt weit öffnete, grüßte Cluzet ihn entsprechend: »Der Junior?«

»Ja. Wir haben geschlossen.« Der junge Morin tippte zusätzlich gegen das Schild, das klirrend gegen die Glasscheibe schlug.

»Ich will nicht lange stören. Aber ich müsste kurz Ihr Telefon benutzen.«

»Was ist denn da los?«, feixte eine weibliche Stimme aus dem Durchgang zur Backstube.

»L'Urbain!«, rief der junge Morin zurück. Cluzets Spitzname hatte es offenbar schon in die nächste Generation geschafft. »Er will das Telefon.«

»Ach, was!«, schallte es zurück, und im nächsten Moment trat Louise Morin in den Verkaufsraum. Die Bäckerei mochte den Namen ihres Mannes tragen. Aber es hatte nie einen

Zweifel darüber gegeben, wer darin das Sagen hatte. Sie war schlank und hochgewachsen und obwohl sie in Cluzets Alter war, ausgesprochen agil. Mit einem Wink wies sie ihren Sohn an, die Tür zu öffnen, und schmunzelte über Cluzets Hut. »Ah, Urbain! Urlaub?«

»Ja, ja, bin grad angekommen. Wenn ich mal ganz kurz ...«

»Pünktlich zum großen Fest«, übergang Louise Morin ihn. »Das ist ja wunderbar. Du kommst genau richtig. Wir können jede Hand gebrauchen!«

Ohne ihm auch nur die geringste Chance zu lassen, etwas einzuwenden, erzählte Louise Morin Cluzet von den Vorbereitungen zu dem, was sie das »große Fest« nannte. Pünktlich zum Nationalfeiertag sollte auf dem Colline Cotillon ein neues Gebäude eingeweiht werden. Die Rekonstruktion eines Turms des Château Cotillon. Der Burg, die dem Hang zwar seinen Namen verliehen hatte, von der aber allerhöchstens ein paar Mauerreste tief unten im Boden übrig geblieben waren.

Dass sich ein historischer Verein gegründet hatte, davon hatte Cluzet noch im vorletzten Sommerurlaub gehört. Dass sie so schnell etwas auf die Beine gestellt hatten, überraschte ihn allerdings. Sie hatten den Turm fertiggestellt und jetzt ein großes Volksfest rund um den Burghügel geplant, zu dem Besucher aus den umliegenden Gemeinden und der Region erwartet wurden.

»Am besten meldest du dich bei Yolande Seigner, der Vereinsvorsitzenden«, schloss Louise Morin. »Es wird wirklich jede Hand gebraucht!«

»Ich bin im Urlaub«, wandte Cluzet ein, von Morins langem Monolog mittlerweile leicht gereizt, hätte es aber auch bleiben lassen können.

»Du weißt doch, wie man viele Leute durch die Gegend schickt. Aufgaben verteilen, Einsätze organisieren und so was. Madame Talbot hat's erzählt. Von deiner Beförderung. Sie gibt ziemlich mit dir an.«

Madame Talbot also, dachte Cluzet. Sie hatte ihn *Monsieur le Commissaire* genannt. Cluzet hatte gedacht, dass sie damit nur auf seinen Beruf angespielt hatte und nicht auf seinen ehemaligen Titel. Sie war offenbar besser auf dem Laufenden, was ihn anging, als er dachte.

»Ich würd's ja machen, aber du siehst selbst.« Louise Morin wies kurz durch die Bäckerei. »Ich bin's nicht gewöhnt. Viele Leute, meine ich. Und die Seigner, ich glaub, die kann auch jemanden brauchen, der ihr unter die Arme greift.«

Louise Morin ging ansatzlos in den Klatsch und Tratsch Auciél Hautes über und war schlicht nicht mehr zu stoppen, ohne dass Cluzet ihr über den Mund gefahren wäre. Das wollte er sich am ersten Tag seines Aufenthalts nicht leisten. Es hätte in kürzester Zeit die Runde gemacht. Andererseits spürte er deutlich, wie sich der Knurrer in ihm lautstark zu Wort melden wollte. Und als Cluzet schließlich den Hut abzog und tief einatmete, um *Jetzt mal alle die Klappe halten und her mit dem Telefon!* zu bellen, wurde er durch das Hupen eines herannahenden Fahrzeugs gestoppt.

Erleichtert erkannte Cluzet, dass hinter ihm der gewaltige, weiße Citroën CX des Vieux Moulin hielt, der in seinem ersten Leben ein Rettungswagen gewesen war. Die

Frau hinterm Steuer beugte sich über den Beifahrersitz und rief ihm zu: »GP! Entschuldige die Verspätung!«

Nathalie Bosc, dreiundzwanzig Jahre jung, trug ihre braunen Locken wie immer streng, aber praktisch im Nacken zusammengebunden. Ihr Gesicht strahlte ebenso wie immer, aber um die Stupsnase und die schwarzbraunen Augen wehte etwas Gehetztes.

»Was ist? Kommst Du, GP?«

Dass sie ihn GP nannte, besänftigte im Handstreich den Knurrer in Cluzet. Das Kürzel hatte einmal für Gepetto gestanden, weil Cluzet sie an den liebenswerten, weißhaarigen Vater Pinocchios aus dem Disney-Film erinnert hatte. Erst später, als sie schon erwachsen war, hatte sie ihm gestanden, dass es auch für *grand-père* stand, Großvater.

Cluzet ließ die Morins stehen, öffnete die quietschende Beifahrertür und ließ sich in die viel zu bauchigen Polster fallen.

»Du kommst spät«, begrüßte er Nathalie und quetschte den Hut zwischen Armaturenblech und Scheibe. Er beugte sich zu ihr und öffnete die Arme. Ohne Zögern erwiderte sie seine Umarmung.

»Tut mir leid!«, antwortete sie, löste sich von ihm und trat aufs Gaspedal. Der Citroën erhob sich und beschleunigte. Er war wie geschaffen dafür, Menschen, die an Seekrankheit litten, eine äußerst unangenehme Zeit zu bereiten.

Menschen wie Cluzet. Seine Hand schloss sich mit aller Kraft um den Griff über der Tür.

»Es gab einen kleinen Unfall in der Mühle. Ich musste jemanden kommen lassen.«

»Unfall?«, hakte Cluzet nach.

»In der kleinen Kammer unterm Dach ist die Wasserleitung geplatzt. Heute Morgen stand alles unter Wasser bis in die Zimmer darunter.«

»Was?«, fragte Cluzet betroffen. Gleichzeitig zeigte er auf seine Reisetasche auf der Bank am Busbahnhof.

Nathalie steuerte den wankenden Citroën durch den Kreisverkehr dorthin. »Alles halb so wild«, wiegelte sie ab. »Ist schon repariert. Für die Gäste habe ich woanders Zimmer organisiert und sie hingefahren. Deswegen bin ich so spät dran.«

Nathalie trug Jeans und eine weiße, geschäftsmäßige Bluse. Cluzet konnte sich täuschen, aber er hatte den Eindruck, dass sie abgenommen hatte. Sie war schon immer schlank gewesen. Inzwischen fand er sie aber fast schon besorgniserregend dürr.

»Deine Tasche!« Nathalie wies aus dem Fenster.

Cluzet hatte gar nicht gemerkt, dass Nathalie angehalten hatte.

»Du musst dir keine Sorgen machen, dass ich dich auch irgendwie auslagere, GP. Ich hab über den Winter das alte Häuschen im Garten ausgebaut. Extra für dich!«

Cluzet schmunzelte.

»Und jetzt die Tasche.« Nathalie lächelte bemüht.

4

Cluzet sorgte sich.

Kurz nachdem er die Tasche eingeladen hatte, stand er auch schon vor der Filiale der *Groupe BPCE Bank* neben dem Citroën am Straßenrand und wedelte sich wieder mit dem Strohhut Luft zu.

Nathalie wollte Geld abheben, mit dem sie den Installateur bezahlen könnte. Es war noch derselbe, der schon zu Lebzeiten von Nathalies Großmutter alle Reparaturen in der Mühle durchgeführt hatte, die er vermutlich besser kannte als seine eigene Westentasche. Und er hielt grundsätzlich nach Abschluss der Arbeiten die Hand auf. Cluzet wusste, dass Nathalies Großmutter ihr ausreichend Startkapital hinterlassen hatte. Dass die Zimmer renoviert werden mussten und nicht vermietbar waren, würde Nathalie trotzdem wehtun.

Im letzten Sommer hatte sie ihm von ihren Plänen mit der Alten Mühle erzählt. Sie wollte alles modernisieren. Den Anbau, der früher mal als Lager genutzt worden war, zu einem Saal für Aufführungen und Konzerte umbauen und damit die Mühle weit über Auciél Haute hinaus in der Kleinkunstszene etablieren. So ganz hatte er das Konzept nicht mehr in Erinnerung. Hängen geblieben war aber, dass

sie dafür sehr viel Geld brauchte. Es würde ihn nicht wundern, wenn sie auf keinen einzigen Übernachtungsgast verzichten konnte.

Und dann das. Eine geplatze Wasserleitung. Die übrigen Leitungen waren sicherlich auch in keinem besseren Zustand. Wenn das alles mal nicht schiefging.

»Ach, was ...«, grummelte Cluzet. Nathalie hatte Kulturmanagement studiert. Sie wusste, was sie tat. Er sollte ihr mehr Vertrauen entgegenbringen.

Was gar nicht so leicht war, wie Cluzet gerade feststellte. Aber wahrscheinlich war das so, wenn man eine junge Frau quasi adoptiert hatte. Die in seinen Augen noch immer das kleine Mädchen von sieben Jahren war, mit dem er Hühner gefüttert hatte. Bei einem Ausflug zum Strand Muscheln gesammelt, mit denen sie ihre Namen in den Sand geschrieben und mit den Fersen ein großes Herz darum herum gezogen hatten. Ein kleines Mädchen, von dem bereits Bérénice gesagt hatte, dass sie einander tief ins Herz geschlossen hatten.

Cluzet presste die Lippen aufeinander und schob sie von einem Mundwinkel zum anderen und zurück.

Nathalie war schon groß. Erwachsen.

Irgendwie jedenfalls.

Er musste sich endlich daran gewöhnen.

Cluzet sah die Straße hinab. Der Asphalt flimmerte und ließ die Geschäfte rechts und links unwirklich erscheinen. Genauso die kreuz und quer hängenden Girlanden in den Nationalfarben. Eine Handvoll verschwommener Touristen zeigte auf die Fassaden der Häuser. Aus einem Transporter wurde kistenweise Nachschub für einen kleinen

Lebensmittelladen gepackt. Einige Fahrzeuge passierten Cluzet. Die älteren Fahrer grüßten ihn. Die meisten wenigstens. Vermutlich die, die kein schlechtes Gewissen hatten. Denn sein Ruf als Polizist war auch bis hierher gehalten.

»Urbain!«, hörte Cluzet jemanden aus der anderen Richtung rufen und drehte sich um.

Hinter dem Citroën hatte knatternd eine weiße Piaggio Ape mit dem blauen Seitenstreifen gehalten, der den dreirädrigen Kleinst-Lkw der Polizei zuordnete. Krumm im Führerhaus saß Sandrine Saidi und winkte Cluzet zu.

Sie war Cluzets Beispiel gefolgt und Polizistin geworden, wie sie ihm einmal gestanden hatte. Sie war nur einige Jahre jünger als Cluzet, aber das Alter schien ihr nichts anzuhaben. Von ihrem algerischen Vater hatte sie den dunklen Teint geerbt und von ihrer Mutter die guten Gene, die diese bis ins hohe Alter von achtzig noch hatten aussehen lassen, als wäre sie nicht mal sechzig.

»Was ist das?«, klopfte Cluzet auf den Fensterrahmen der Ape, nachdem sie sich begrüßt hatten.

»Anordnung von oben. Die sicherste Gemeinde Frankreichs braucht nur einen richtigen Polizeiwagen und ... na ja, das hier eben.« Sandrine tappte mit beiden Händen auf die Lenkerhebel. Neben ihr hing ein dunkler Anzug von der Rückwand über die Sitzbank, den Sandrine glatt strich. »Und das Ding reicht ja auch, um den Dienstboten für den Chef zu spielen.«

»Ah, ja?« Cluzet zog die Augenbrauen hoch.

»Es ist seine Art, mir zu zeigen, wer hier am längeren Hebel sitzt.« Sandrine bewegte den Lenker hin und her.

»Aber irgendwann ...« Ein Knarzen aus dem Funkgerät unterbrach sie. Eine männliche Stimme beorderte sie auf den Colline Cotillon, um einen Unfall aufzunehmen.

»Da ist doch alles abgesperrt. Da darf gar niemand sein«, antwortete Sandrine.

»Tja, das hat dann wohl jemanden nicht interessiert«, schnarrte es aus einem Lautsprecher zurück.

»Gut, ich seh mir das an«, antwortete Sandrine und wandte sich wieder an Cluzet. »Sehen wir uns bald?«

Cluzet verabredete sich mit Sandrine lose zum Abendessen, und die Ape knatterte davon Richtung Colline Cotillon. Cluzet sah ihr lächelnd nach und winkte sogar. Bis sie im Kreisverkehr verschwand. Dann schüttelte er den Kopf. Sandrine war eine fähige Polizistin. Und sicherlich hatte sie noch etwas mehr im Hinterkopf, als sie sich mit ihm verabredet hatte. Über die Jahre hinweg hatte sie ihn immer wieder wie einen Lehrer ausgequetscht. Es zerriss ihm fast das Herz, dass sie immer wieder benachteiligt worden war. Mal, weil sie allein zwei Kinder großgezogen hatte. Dann, weil sie es im fortgeschrittenen Alter noch nicht sehr weit gebracht hatte. Es war eine schreiende Ungerechtigkeit.

An der er kaum etwas ändern konnte.

Cluzet atmete durch und sah auf die Turmuhr der Kirche Saint Martin. Ein merkwürdiger Bau mit einem Rundturm aus dem 11. und einem gotischen Kirchenschiff aus dem 15. Jahrhundert, das aussah, als wäre auf den hinteren Teil noch ein Stockwerk aufgesetzt worden.

Cluzet bemerkte, dass er nicht die geringste Ahnung hatte, seit wann er hier schon stand. Er hatte vollkommen das Zeitgefühl verloren. Er lachte leise und ging zurück zum

Citroën. Wie lange konnte es schon dauern, ein bisschen Geld abzuheben?

Oder gab es etwa doch Probleme?

Cluzet versuchte, seine Gedanken beiseitezuschieben, aber es wollte ihm einfach nicht gelingen. Er sollte nach dem Rechten sehen. Also warf er den Hut durchs Fenster in den Citroën und wandte sich der Bank zu. Im gleichen Moment kam Nathalie durch die messingbeschlagene Schwingtür. Sie war kalkweiß, und der Schock stand ihr ins Gesicht geschrieben. Sie hielt sich am Geländer fest und ließ sich auf die Stufen sinken. Dann sah sie zu Cluzet auf: »Es ist alles weg! Das Geld. Alles weg!«

»Was soll das heißen, Sie wissen nicht, wo er ist?«

Cluzet hatte sich vor dem kolonialen Schreibtisch aufgebaut und las den Namen seines Besitzers von einer Visitenkarte ab: »Monsieur Calabas. *Chef de département*. Abteilungsleiter. – Abteilungsleiter von was?«

Calabas war ein verhältnismäßig gepflegter, etwa vierzigjähriger Mann mit Seitenscheitel im satten schwarzen Haar, Bartschatten sowie einigermaßen passendem Anzug von der Stange. Er wirkte wie jemand, der gern zur feinen Gesellschaft gehören würde, dem dafür aber die Mittel und wohl auch die Herkunft fehlten. Sein Schreibtisch in der Filiale der *Groupe BPCE Bank* war zwar ein ausladendes Stück, an dem auch zwei Menschen hätten arbeiten können. Aber er stand eben auch in einem Büro, das nicht mehr als ein Verhau aus Glas war, den man in eine Ecke im Hauptraum der Bank gezimmert hatte. Jetzt war es erfüllt von dem Duft eines streng riechenden Aftershave. »Bitte, Monsieur Cluzet, werden Sie nicht beleidigend.«

»Bin ich das?« Cluzet ließ die Visitenkarte auf den Schreibtisch fallen.

»Ich kenne Ihren Ruf! Ich habe einige Zeit in Paris gearbeitet. In Ihrem Arrondissement!«

»Dann sind wir uns schon mal begegnet?«

»Gott behüte!«, stieß Calabas aus, nur um sich gleich darauf die Krawatte zu richten und zu räuspern. »Entschuldigung! – Wie gesagt, ich weiß nicht, wo sich der Kollege aufhält, der sich um Madame Boscs Belange kümmert.«

Cluzet wandte den Kopf über die Schulter zu Nathalie, die wie ein Häufchen Elend im Türrahmen stand und ihn dennoch mit einem letzten Funken Hoffnung im Blick ansah.

»Aber Sie können mir erklären, was er mit ihrem Geld angestellt hat.«

Nachdem Calabas sich die Erlaubnis von Nathalie eingeholt hatte, drehte er seinen Computerbildschirm zu Cluzet um. Bei so vielen Ermittlungen in der Vergangenheit hatte Cluzet Kontodaten auf dem Bildschirm gesehen, dass es ihm nicht schwerfiel, die Daten zu verstehen. Nathalies Barkonto wies noch einen zweistelligen Betrag aus. Daneben hatte sie Einlagen von fast einhunderttausend Euro in einem Anlagefonds getätigt, der zu Jahresbeginn bis auf einen einzigen Euro leer geräumt worden war. Das Empfängerkonto gehörte Robert Menochet, den Nathalie als ihren Hausbanker bezeichnete.

»Ich verstehe das nicht. Ich verstehe das einfach nicht«, wiederholte sie leise die ganze Zeit.

»Wie kann denn so was sein?«, fragte Cluzet Calabas.

Der drehte den Bildschirm wieder zu sich, tippte etwas ein und drehte ihn wieder Cluzet zu. »Madame Bosc hat ihm offensichtlich eine Vollmacht ausgestellt.«

»Nein!«, protestierte Nathalie sofort. »Nie im Leben!«

Cluzet betrachtete die digitale Kopie der Vollmacht und schnaubte aus. Die Unterschrift auf dem Dokument sah nicht annähernd denen ähnlich, die er auf Postkarten zu Weihnachten oder zum Geburtstag von Nathalie erhalten hatte.

»Die ist gefälscht«, stellte er daher fest.

»Na ja, das kann ich nicht beurteilen«, antwortete Calabas gedehnt. Er stützte die Ellenbogen auf und lehnte sich nach vorn. Dann setzte er ein Verkäuferlächeln auf und rutschte wieder in sein Element. »Das müssten dann wohl die zuständigen Stellen oder Organe beurteilen.«

Er meinte Gerichte. Die übliche Ausflucht, wenn man die Verantwortung abschieben wollte.

Cluzet zog einen der abgewetzten Besucherstühle zurück. Verschoob ihn ein wenig. Dann noch ein wenig. Und ließ sich schließlich betont langsam darauf nieder. Er lehnte sich zurück, stützte die Arme auf die Lehnen und verschränkte die Hände vor dem Bauch. Dann atmete er tief ein und wieder aus und sah Calabas abwartend an. Seine frühere Lieblingsmethode bei Verhören.

Er wusste noch nicht, worauf er hinauswollte. Calabas konnte nicht rückgängig machen, dass Menochet sich Nathalies Vermögen angeeignet hatte. Noch konnte er die Summe wieder herzaubern. Aber Cluzet wollte dieses Glaskabuff nicht verlassen, ohne etwas für Nathalie getan zu haben. Zudem ging ihm Calabas' Überheblichkeit gegen den

Strich. Er hatte gute Lust, ihn sich vorzuknöpfen. Obwohl er mit dem Hinweis aufs Gericht natürlich recht gehabt hatte. Aber das würde Monate dauern, und Nathalie brauchte das Geld jetzt.

»Kann ich sonst noch was für Sie tun?« Calabas begann, sich nervös in seinem Stuhl zu winden.

Gleichzeitig hörte Cluzet Nathalie in seinem Rücken sagen: »Urbain!« Und als er nicht reagierte, spürte er ihre Hand auf seiner Schulter. »GP! Bitte! Lass uns gehen.«

»Wieso hast du mich nicht machen lassen?«, fragte Cluzet Nathalie. Der Citroën parkte am Straßenrand im Schatten der gewaltigen Platanen, welche die Rue des Cailloux säumten. Vom Meer her wehte die erste frische Brise des Tages durch die offenen Fenster, und Cluzet glaubte, das Meer schmecken zu können. Salz, Fisch, Wasser.

Die Straße führte aus Auciél Haute heraus zu den zahlreichen Apfelplantagen der Umgebung, und der Abzweig lag auf halber Strecke zum Vieux Moulin, wohin Nathalie eigentlich fahren wollte. Allerdings war sie so aufgewühlt gewesen, dass sie zwei Mal beinahe einen Unfall gebaut und Cluzet sich genötigt gesehen hatte, sie zum Anhalten zu zwingen.

»Weil ich dich kenne!« Nathalie hielt mit weißen Knöcheln das Lenkrad und drehte daran, als müsste sie es auswringen. »Du wolltest schon den Kommissar raushängen lassen. Und dann hab ich erst recht Probleme. Ich lebe hier. Ich kann nicht einfach jemanden – wie sagst du? – des Betrugs bezichtigen. Wenn das alles nur ein Missverständnis ist, kann ich mich hier nirgendwo mehr sehen lassen.« Nathalie wandte den Blick aus dem Seitenfenster.

Cluzet verstand, wovon sie sprach, wenn er an seinen wenig schmeichelhaften Spitznamen L'Urbain, der Städter, dachte. Er war nicht der Einzige, der Auciél Haute verlassen hatte, um was aus sich zu machen. Aber er hatte es eben auch hier und da genau so benannt und damit einige sehr heimatliebende Traditionalisten in ihrer Ehre getroffen.

So was klebte an einem auf ewig.

»Ich verstehe«, sagte Cluzet daher.

»Tust du das?« Nathalie sah ihn ungläubig an.

Natürlich, dachte Cluzet. Obwohl er ein leichtes Knurren in der Magengegend verspürte. Es behagte ihm nicht, dass Nathalie nicht sofort Anzeige bei der Polizei erstatten wollte. Speziell bei solchen Delikten wie Betrug oder Diebstahl war Eile geboten, wollte man wenigstens noch einen Rest des ergaunerten Geldes wiederhaben. Wenn man dem Verdächtigen nicht sofort alle Einheiten an die Fersen heftete ...

»GP?«, riss Nathalie aus seinen Gedanken.

»Was?« Cluzet riss überrascht die Augen auf.

»Oh, ich kenne diesen Blick!« Nathalie wedelte mit dem erhobenen Zeigefinger in der Luft. »Du wirst nichts tun! Bitte! Du bist sowieso kein Polizist mehr.«

»Ist ja gut«, sagte er gedehnt und zeigte auf das Handy in Nathalies Schoß. »Dann versuch wenigstens noch mal, ihn zu erreichen.«

Nathalie nickte. Und während sie Menochet nachtelefonierte, erwog Cluzet, dass sie womöglich richtig lag. Nicht nur damit, dass er den Kommissar an den Nagel gehängt hatte. Sondern auch mit dem, was sie nicht gesagt hatte. Er hatte es sich immer verboten, in Auciél Haute etwas

anderes zu machen als Urlaub. Schon weil er von Sandrine wusste, dass er dem lokalen Polizeichef ein Dorn im Auge war. Der fürchtete, dass der große Kommissar aus dem großen Paris womöglich bewies, dass es mit seiner Kompetenz nicht weit her war. Womit er nicht ganz Unrecht hatte. Denn Sandrine Saidi hatte Cluzet in den vergangenen Jahren immer wieder kontaktiert und um Rat gebeten, wenn sie bei ihrem Chef nicht weitergekommen war. Sie hatte es ihm nie verraten, aber der Polizeichef wusste um ihre Freundschaft mit Cluzet und zählte wohl mehrmals eins und eins zusammen, wenn Sandrine einen Fall löste, in dem er nicht weitergekommen war.

Aber da war noch etwas, was Cluzet sich auf die Fahnen schrieb. Seine Quasi-Enkelin brauchte jetzt keinen emotional involvierten Ermittler. Sondern jemanden, der ihr Halt gab. Und vielleicht auch noch mehr ...

Cluzet zog den Briefumschlag, den er in der *BPCE Bank* zu Lasten seines Kontos mit der Summe hatte füllen lassen, die Nathalie den Handwerkern schuldete. Er zeigte ihn Nathalie und legte ihn aufs Armaturenbrett.

Nathalie schlug kurz die Augen nieder und legte auf.

»Danke!«, flüsterte sie, nahm den Umschlag und stopfte ihn in ihren Rucksack hinter Cluzets Sitz. »Du kriegst es zurück.«

Cluzet winkte ab. »Tut mir nicht weh. Außerdem erinnere ich dich daran, wenn mir mal wieder nichts zu deinem Geburtstag einfällt. Oder zu Weihnachten.«

Nathalie lächelte, beugte sich zu ihm hinüber und küsste ihn auf die Wange. »Und ich verspreche dir, dass ich zur

Polizei gehe, wenn ich so nichts erreiche. Aber erst lass es mich versuchen!«

Cluzet schmunzelte. Mehr wegen des Kusses als wegen Nathalies Vorhaben, das er noch nicht so ganz verstand. Was dachte sie wohl, warum Menochet ihren gesamten Fonds leergeräumt hatte?

»Dann bleib dran.« Cluzet zeigte aufs Handy, und Nathalie wählte erneut.

»Es ist vielleicht besser, wir fahren gleich bei ihm vorbei«, sagte sie nach einer Weile, bevor sich doch noch jemand am anderen Ende meldete.

»Ah, Monsieur Menochet ...«, setzte Nathalie an, wurde unterbrochen und schaute irritiert. »Wer, ich? ... Nathalie Bosc. Und wer sind ... Ah! Ich hab dich gar nicht erkannt. Wieso hast du Menochets Handy? ... Der ist bei mir, ja.« Bei den letzten Worten sah Nathalie zu Cluzet und reichte ihm schließlich das Handy. »Für dich!«